

## Rayda Jacobs: Die Schuld

Unbeirrt pflückte Lilian Thurgood die Guaven seitlich des Hauses, bis sie die Schäferhunde knurren hörte. Der leise Laut sagte ihr, jemand war vor dem Eingang stehen geblieben. Vielleicht war das der Postbote, dachte sie, der etwas in ihren Briefkasten geworfen hatte. Einen Augenblick lang hob sie den Blick. Der Winter näherte sich dem Ende, der Morgen war jung, es nieselte leicht. Entzückt sah sie auf die frisch farbigen, neuen Triebe der Bäume, die Töpfe mit purpurnen und scharlachroten Geranien, auf deren Blättern durchsichtige Tropfen schimmerten, die Gruppen mit Basilikum und Oregano, die in der Nähe des Zitronenbaums sprossen. Sie mochte die Morgen, an denen der Atem Gottes warm auf die Erde strömte und aus ihr Dampf aufstieg, weil sie sich hingab. Dann vernahm Lilian Thurgood das Knurren erneut. Noch immer leise, aber schon etwas stärker. Irgendwer war vor dem Eingang stehen geblieben und ging nicht weg. Sie stellte den Korb mit Guaven ab und nahm ihren Stock. Sie trat vor das Haus und sah Tembi und Tor als Wächter beim Eingang. Scharfe und kräftige Hunde, die von ihrem verstorbenen Gatten abgerichtet worden waren, bestimmte Befehle durchzuführen. Es war die Gemütsruhe des Mannes, welche die beiden Hunde zurückhielt. "Kann ich Ihnen helfen?", fragte Lilian.

"Ich suche Arbeit, Madame."

"Ich habe keine Arbeit."

Er griff in ein braunes Kuvert und zog ein in Plastik gewickeltes Blatt Papier heraus. "Ich bin aus der Transkei, Madame. Ich habe hier einen Brief."

Lilian Thurgood sah ihn an. Er war jung, beharrlich, trug dunkle Hosen und eine Jacke, die Stopfen und Herauslassen über sich ergehen hatte lassen, doch sauber war. Solche Briefe hatte sie bereits gesehen, trotzdem nahm sie ihn entgegen. Wie sie erwartet hatte, handelte es sich um ein mit einem selbst gemachten Briefkopf versehenes Schreiben - das Papier schmutzig, wasserfleckig und mit Eselsohren -, das behauptete, William Sidlayi sammle Spenden für eine Organisation. Der Mann war zweifach vorbereitet. Fände er keine Arbeit, konnte er um Almosen bitten. Der Brief erleichterte ihm das Betteln.

Durch das Gitter des Eingangtores schob sie ihm den Brief zurück. Es war versperrt und die Mauer um ihren Besitz drei Meter hoch.

"Warte hier", sagte sie.

"Danke, Madame."

Lilian ließ ihn beim Eingang stehen und ging ins Haus zurück, währenddessen hörte sie, wie die Hunde erneut zu knurren begannen.

Im Haus suchte sie in ihrer Geldbörse nach einigen Münzen. Sie wusste, dass sie einen Fehler machte. Eigentlich hätte sie jetzt schon abgehärteter sein müssen. Tagtäglich klopfen Leute an ihre Türe und baten um Essen, alte Kleider, Geld und um Arbeit. Meistens reagierte sie nicht. Gnadenlos suchten sie ihren Vorteil, besonders seit es die neue Regierung gab. Solch eine Dreistigkeit war vorher unbekannt gewesen.

Sie erinnerte sich an die Afrikanerin, die um neun Uhr am Abend an ihre Tür geklopft hatte. Lilian wollte nicht ins Freie gehen. Es hatte geregnet, der Weg zum Eingang war lang, doch da stand diese Frau mit einem Kind auf dem Rücken und einem zweiten neben sich. Hat Madame Mistsäcke, rief sie. Eine außergewöhnliche Frage, besonders zu dieser Nachtzeit. Außerdem vermochte Lilian in der Dunkelheit nicht gut zu sehen. Wenn eine zweite Person mit einem Messer oder einem Gewehr hinter der Mauer wartete? Was dann? Die Zeitungen waren voll mit Geschichten von Menschen, die in ihren eigenen Gärten oder Häusern ermordet worden waren, und sie hatte von zahlreichen Verbrechen gehört, denen Gatte und Gattin zum Opfer gefallen waren.

Sie ging zum Eingangstor zurück. Außer der Frau und ihren Kindern war dort niemand, doch

sie fand es verdrießlich, dass sie sich in ihrem eigenen Heim fürchten sollte, wenn Bettler nichts dabei fanden, an deine Tür bei jeder Tages- und Nachtzeit anzuklopfen. War es rassistisch, wenn du dich fürchtest und deine Tür den Fremden nicht aufmachen möchtest? Aber natürlich wusste sie, was es war. Es war die Wiedergutmachung von Schuld, der Schuld, die ihnen zur Last gelegt wurde. Als Nutznießer des alten Regimes waren Weiße von Schuld durchtränkt. Und wo es Schuld gibt, dort gibt es Gelegenheit. Wie sie die Frau fand, die Lilian an einem anderen Tag auf der Stufe vor der Türe sitzen sah und die sie bat, vier Geranien für zwei Rand zu kaufen. Ihr Garten war von Blumen überfüllt, aber die Frau war beharrlich. Wenn Madame acht Pflanzen für vier Rand kaufte, dann wäre sie bereit, diese auch einzusetzen. Lilian empfand Mitleid mit ihr und öffnete das Eingangstor. Die Frau warf sich mit ihren Einkaufstaschen, in denen sie die Pflanzen aufbewahrte, zu Boden. Jede war einzeln in nasses Zeitungspapier eingeschlagen. Sie fragte nach Wasser, damit sie den Boden befeuchten könnte. Lilian ging seitlich am Haus vorbei, um den Schlauch zu holen, und als sie zurückkehrte, hatte die Frau dreißig Geranien in die Erde gesetzt. Wie sie es geschafft hatte, in so wenigen Minuten solch eine Menge anzupflanzen, verstand Lilian nicht. "Bitte Madame", bat die Frau, "ich kann mit den wenigen restlichen Pflanzen nicht nach Hause kommen. Madame werden es nicht bereuen, das wird Madame sehen. Ich mache Madame einen besonderen Preis. Zwölf Rand." Lilian gab der Frau die zwölf Rand.

Dann war der Mann gewesen, der unablässig an ihrer Eingangstür geläutet hatte, und als Lilian herausgekommen war, sie um Geld für den Bus angebettelt hatte, sonst wüsste er nicht, wie er nach Hause käme. Als ihm Lilian sagte, dass sie kein Geld habe, fragte er nach Kleidungsstücken, und als sie ihm eröffnete, dass sie keine habe, hatte er nach Essen gefragt. Aber kein dunkles Brot, hatte er hinzugesetzt. Könnte er bitte eine Dose Fisch haben. Lilians Gedanken kehrten zu dem jungen Mann zurück, der bei der Eingangstür wartete, und fischte in ihrer Geldbörse nach einigen Münzen. Es fanden sich nur eine Fünf-Rand-Münze und dreiundzwanzig Cent. Fünf Rand waren für eine Pensionistin viel Geld, um es einfach so wegzugeben. Sie konnte ihm aber auch nicht dreiundzwanzig Cent geben. Was sollte ein erwachsener Mann mit dreiundzwanzig Cent anfangen? Nicht einmal eine Zigarette konnte er sich dafür kaufen. Plötzlich war sie verärgert. Verärgert, weil sie sich dort vor das Tor hinstellen sollte, um ihr Gewissen zu erforschen. Sie sollte die Schuld für seine Lebensumstände spüren und Scham, dass er zu betteln gezwungen war und er diese Empfindungen in ihr wach rief. Sie war eine Pensionistin. Wie viel Geld hatte sie schon? Würde ihr Gatte noch leben, er hätte dem Mann befohlen, das Weite zu suchen.

Lilian verließ das Haus und fand ihn bei der Eingangstür, wo er versuchte, auf die Hunde besänftigend einzuwirken. Sie gab ihm die Fünf-Rand-Münze. Er nahm das Geld und schüttelte dann nachdrücklich den Kopf.

"Ich kann die fünf Rand nicht annehmen."

"Was sagen Sie?", fragte Lilian, weil sie ihn nicht verstand.

"Ich kann nicht ganz einfach fünf Rand nehmen. Gestatten Sie mir dafür ein wenig Arbeit zu machen. Ich sehe, Madame, auf dem Gras liegen viele Blätter von den Bäumen. Ich kann die für Madame beseitigen. Ich möchte für das Geld arbeiten."

"Geht schon in Ordnung. Nimm es. Es ist ein Geschenk, gut?"

"Ja, Madame, aber es handelt sich um fünf Rand. Ich kann den Garten von Madame säubern."

"Es passt schon. Bitte."

"Nein, Madame. Ich bestehe darauf. Schauen Sie dort hinüber, schauen Sie auf all diese Blätter."

Lilian sah den Blätterteppich, der den halben Garten bedeckte. Ihr fehlte die Kraft, um Argumente auszutauschen. "Also gut", sagte sie, obwohl sie wusste, dass es verrückt war, das Eingangstor zu öffnen.

William trat ein und die Hunde bewegten sich auf ihn zu, die rötlichen Zungen wegen der Bereitschaft reglos. Lilian gab ein Zeichen und die Hunde beruhigten sich.

"Sie heißen William?" Sie erinnerte sich an den Namen in dem Schreiben.

"Ja, Madame."

"William, nur die Blätter dort drüben."

"Glauben Madame, ich bin ein skelm\*? Dass ich Geld für nichts will. Diese Blätter sind nicht einmal zwei Rand."

"Nun gut, dann arbeite Sie für fünf Rand. Eigentlich müssen Sie gar nichts tun. Ich habe Ihnen das Geld geschenkt. Nur die Blätter dort drüben. In wenigen Minuten muss ich weggehen."

"Machen Sie sich keine Sorgen, Madame. Bis dahin bin ich fertig."

Lilian blieb beim Eingang und sah, wie er seinen Mantel auszog, als wollte er sich über den ganzen Garten hermachen. Sie wusste, dass er wusste, sie ginge nirgendwohin. Das Öffnen des Eingangs war mehr ein Zeichen des Vertrauens als ein Beweis der Furchtlosigkeit.

Der Rechen lag unter dem Guavenbaum und sie sah, wie er ihn aufhob, die Früchte zusammenkehrte, die guten aus dem Haufen heraussuchte. Er würde sie nehmen, meinte er, falls sie für das Obst keine Verwendung hätte. Sie sagte, das ginge in Ordnung, und beobachtete, wie er die eingerollten Feigenblätter sowie anderes Laub einsammelte und in den Abfallbehälter stopfte.

"Das genügt, William. Danke. Ich weiß Ihre Arbeit zu schätzen."

"Nein, Madame."

"Es genügt. Wirklich. Sie haben genug getan."

Das Telefon läutete und Lilian entschuldigte sich. Die Hunde folgten ihr ins Haus. Sie sollte die Tür hinter sich nicht abschließen, sagte sie zu sich. Sie vertraute ihm. Das wollte sie ihm zeigen. Er sollte sich nicht wie ein Krimineller vorkommen. Schwarze wissen, Weiße fürchten sich vor ihnen. Durch ihr Verhalten wollte sie ihm beweisen, dass sie keine von denen war. Was wäre, wenn er ihr ins Haus folgte? Der alte Revolver befand sich in einer Schachtel ganz hinten im Kleiderschrank, außerdem wusste sie nicht, wie sie ihn zu gebrauchen hatte.

Lilian erreichte das Telefon, doch der Anrufer hatte bereits aufgehört. Nun bemerkte sie ihren Puls. Jagend. Rasend. Eine Minute lang stand sie still, um sich zu beruhigen. Die Hunde knurrten. Sie drehte sich um. William stand an der Tür.

"Madame?", sagte er unsicher.

"Ja?"

"Ich habe die Blätter zusammengerechnet und die Guaven eingesammelt."

"Danke William. Ich werde das Eingangstor für Sie aufsperrern."

"Ich habe eine Stunde gearbeitet, Madame. Das macht zehn Rand."

Diese Unverschämtheit ließ sie erbeben, doch das währte nur einige Sekunden lang. Lilian machte eine Bewegung mit der Hand und die Hunde standen auf. "Ich bitte meinen Gatten um das Geld", entgegnete sie.

"Es gibt keinen Gatten, Madame", sagte er mit ruhiger Stimme. "Madame lebt allein. Wovor fürchtet sich Madame? Ich bin kein Dieb. Wird mir Madame das Geld geben?"

Lilians Geldbörse lag auf dem Kaminsims und sie griff nach ihr. Vor ihm entnahm sie die Zehn-Rand-Note. Der Tonfall in seiner Stimme hatte sich geändert und irgendwo tief in ihrem Inneren fühlte sie ein erschreckendes Frösteln. Schmerzlich wurde ihr bewusst, das einzige, was zwischen ihrer Sicherheit und seinem Willen stand, waren die Hunde.

"Ich habe nur diesen Zehn-Rand-Schein. Sie können mir die fünf Rand zurückgeben, die ich Ihnen gegeben habe."

"Madame wollen das Wechselgeld? Ich glaubte, die fünf Rand waren ein Geschenk. Für meine Arbeit schuldet mir Madame zehn Rand."

Lilian sah ihn an. Das Lächeln auf seinem Gesicht sagte ihr, er hielt sie für eine blöde alte Frau, sodass sie keine Wahl hatte. Sie vermochte sich nicht dafür zu entscheiden, ihm das Geld zu geben. "Verlass mein Haus", sagte sie.

"Die zehn Rand, Madame."

"Verschwinde oder ich rufe die Polizei."

Er trat auf sie zu.

"Sa!", befahl Lilian den Hunden.

Die Hündinnen sprangen - Tembi auf den Arm, Tor an den Kragen - und warfen ihn zu Boden. William schrie aus vollem Hals, als ihn die Hunde an den Kleidern zogen und ihre scharfen Zähne in seine Hände und Arme schlugen.

Lilian schaute auf ihn, wie er sich unter den Zähnen krümmte. Die geöffneten Mäuler der Schäferhunde befanden sich gefährlich nahe vor seinem Gesicht, Speichel tropfte auf ihn. Sie schüchterten ihn ein und würden solange nicht zubeißen, bis sie den entsprechenden Befehl erhalten hätten. Den hatte Lilian bisher noch nie geben müssen. Sie hatte daher keine Ahnung, was geschehen würde, gäbe sie dieses entscheidende Kommando.

"Bitte, Madame, bitte!", schrie William, "ich gehe!"

Lilian ließ den mit den Hunden Ringenden zurück und ging in ihr Schlafzimmer. Im Kleiderschrank fand sie hinter der persönlichen Ausrüstung des Militärs von Jock eine kleine braune Schachtel und zog den Revolver heraus, der in ein Stück grünen Filzes gewickelt war. Er war schwer und glatt. Sie strich mit ihren Fingern über die Waffe, seltsam beruhigt, während sie auf die Schreie aus dem Eingangsraum achtete. Sie konnte sich nicht erinnern, dass Jock gesagt hatte, ob ein Revolver oder eine Pistole eine Sicherung hätte, ebenso wenig wusste sie, wie man überprüfen könne, ob das Magazin geladen war. In der Schachtel befand sich keine Munition. Sie wankte aus dem Zimmer, ihre Hand umschloss die Schusswaffe mit festem Griff. Eine gewaltige Woge von etwas Unbekanntem durchlief ihre Venen. Das war nicht Lilian Thurgood. Das war eine Frau, die nur von einer einzigen Idee beherrscht wurde: dieser Situation lebend zu entkommen. In dem Augenblick verstand sie, es braucht nur ganz wenig, um den Abzug zu betätigen, und dass zwischen klarem Denken und Irrsinn kein Abstand liegt.

"Das Gesetz besagt, dass ich dich wegen Besitzstörung erschießen darf", sie deutete mit der Mündung auf ihn.

Williams Augen tanzten in ihren Höhlen wie Kirschen in einem Spielautomaten. Seine Jacke war zerschlissen, die Hemdbrust und das Gesicht waren vom Geifer und Speichel der Hunde nass.

"Bitte, Madame", bettelte er, "nicht schießen!"

"Für eine Reihe alter Frauen, die Angst haben bei offenem Fenster zu schlafen, wäre es beruhigend zu lesen, was ich getan habe."

"Nein, Madame."

Drohend beugte sich Lilian Thurgood über ihn. Angst und Irrsinn vermochte sie nicht mehr zu trennen, der Finger spielte nicht von ihrem Willen gesteuert am Abzug. Einige Sekunden lang stürzte sie in eine Leere und konnte sich nicht bewegen. Nachdem diese vergangen waren, sah sie auf die Waffe in ihrer zitternden Hand. Barsch gab sie einen Befehl und die Hunde nahmen ihre Pfoten von seiner Brust.

"Steh auf und leg die fünf Rand, die ich dir gegeben habe, auf den Tisch", sagte sie.

William rappelte sich auf seine Füße. Er tastete seine Jacke ab, doch die hatte keine Taschen mehr.

"Das Geld ist in deiner Hose", erinnerte sie ihn.

Seine Hand glitt in die Hosentasche und kam mit etwas Silber wieder zum Vorschein.

"Nur was mir gehört. Leg es auf den Tisch."

William tat, wie ihm befohlen.

"Jetzt geh rückwärts hinaus bei der Tür, dass ich dir nicht in den Steiß schießen muss."

Während ihn die Hunde in die Knie zwickten, bewegte sich William ganz vorsichtig nach hinten durch die Tür hinaus, trippelte rückwärts auf den Zehenspitzen den Steinweg zum Eingangstor. Die gesamte Zeit über richtete Lilian die Waffe auf ihn, zu keinem Zeitpunkt war ihr Blick nicht auf sein Gesicht gerichtet.

"Ich werde dich bei der Polizei anzeigen, William, ich werde ihnen eine Personenbeschreibung geben und ihnen sagen, dass du hinter deinem linken Ohr eine Narbe hast, ihnen von dem Brief berichten, mit dem du hausieren gehst, und von deinem kleinen, bösen Plan, mit dem du dich in fremden Besitz einschleichst. Ich zeige dich nicht deshalb an, weil ich glaube, dass sie dich erwischen werden, sondern weil ich dich abknallen werde, wenn du nochmals hier auftauchst."

Lilian schloss das Eingangstor auf und beobachtete, wie er sich angsterfüllt davonmachte. Williams Augen waren weit aufgerissen, noch immer erwartete er, dass sie den Abzug betätigte. Ohne sich einmal umzudrehen, hastete er zur Hauptstraße hinunter, wo er um die Ecke bog und aus ihrem Blickfeld verschwand.

Lilian Thurgood verharrte regungslos. Ihr Herz raste, der Schmerz in ihrem Fuß war verschwunden. Sie war wie betäubt und konnte nicht glauben, was soeben geschehen war. Eine Art von Wahnsinn. Nur mit diesem Ausdruck konnte sie das Geschehene in Worte fassen. Sie konnte nicht glauben, was ihr widerfahren war, eine betagte Frau regelt ihre eigenen Angelegenheiten selbst. In sechsundsechzig Jahren hatten sie und Jock nichts dergleichen erlebt. Ihre Hand bebte, daher legte sie ihre linke über die rechte, um das Zittern abzuschwächen. Sie wollte über die Geschehnisse nicht mehr nachdenken. Konnte es auch nicht. Zu überlegen, was ohne Hunde oder ohne die Waffe geschehen wäre, hätte sie fertig gemacht. Was wäre passiert, hätte sie den Abzug betätigen müssen.

Tief atmete sie ein, ging ins Haus und vergaß völlig den Korb mit Guaven, der unter dem Baum stand. Sie räumte die Waffe nicht unverzüglich weg, eilte auch nicht wegen einer ihrer Pillen zum Medizinschrank, sondern kochte sich eine Tasse Eibischtee, setzte sich zum Küchentisch und horchte auf das Lachen und Gekreisch der Kinder im Schulhof auf der anderen Seite der Straße. Die Stimmen wirkten beruhigend. Sie sagten ihr, außerhalb der Dreimetermauer gab es Leben und Hoffnung.

Um drei Uhr am Nachmittag erschienen Margret und Ruth und Ethel May, um Bridge zu spielen. Sie sprachen über die starke Farbe von Lilians Wangen. Sie erklärte, diese käme vom Rechen der Blätter. In dieser Nacht im Bett, die Waffe hatte ihren neuen Platz unter dem Polster gefunden, auf dem früher Jocks Kopf gelegen war, weinte sie leise, die Hände vors Gesicht geschlagen.

Übertragen aus dem Englischen von Helmuth A. Niederle

\*) skelm (Afrikaans) = Schuft

**Rayda Jacobs**, geb. 1947 in Kapstadt, musste 1968 aus Südafrika emigrieren. Nach dem Ende der Apartheid kehrte sie 1995 nach Südafrika zurück und setzte sich mit Vergangenheit und Gegenwart ihres Landes auseinander. Zurzeit lebt und arbeitet sie in Kapstadt, dreht Dokumentarfilme, moderiert Radiosendungen und schreibt für Zeitungen und Magazine. Auf Deutsch erschienen: "Augen des Himmels" (1999); "Die Tochter des Sklaven" (2000); "Bekenntnisse einer Spielerin" (2009). Die Erzählung wurde unter dem Titel "The Guilt" in der Anthologie "New Writing 10", hg. von Penelope Lively und George Szirtes (Picador in association with The British Council, London 2001), veröffentlicht.